

(Nachdruck verboten.)

14]

Die Inselbauern.

Roman von August Strindberg. Deutsch von Emil Schering.

Noch einmal knackte der Baumtritt, und wie ein junger Stier kam der Quarnöer Bursche mit dem Tjellonger Mädchen angepfungen. Als sie hoch oben auf dem Baum stand, das Gesicht vom Tanz gerötet und mit ausgelassenem Lachen die weißen Zähne zeigend, legte sie die erhobenen Arme über Kreuz hinter den Nacken, als wolle sie sich fallen lassen; und mit schraubendem Lachen und aufgeblähten Nasenflügeln warf sie sich dem Burschen in die Arme; der empfing sie mit einem langen Krug und trug sie in die Dunkelheit hinein.

Die Alte stand hinter den Haselbüschen und sah Paar nach Paar kommen, gehen, wiederkehren; ganz wie in ihrer Jugend; und altes Feuer glühte wieder auf, das unter der Asche von zwei Jahren versteckt gewesen.

Währenddessen war die Geige allmählich verstummt. Es war über Mitternacht, und die Morgenröte stand im Norden bereits schwach über dem Wald. Die Stimmen auf der Tenne wurden lauter und einzelne Hurrarufe von der Wiese gaben an, daß sich die Tanzgesellschaft zerstreut hatte und die Heimfahrt für die Mäher bevorstand.

Die Alte mußte zurück, um beim Abschied zugegen zu sein.

Als sie in den Hohlweg kam, wo sich die Dunkelheit so zu lichten ansah, daß man das grüne Laub unterscheiden konnte, sah sie Carlsson und Ida ganz hinten auf der Höhe kommen, Hand in Hand, als wollten sie einen neuen Tanz beginnen. Fürchtend, hier im „grünen Gang“ getroffen zu werden, kehrte sie um und eilte über den Baumtritt, um nach Haus zu kommen, ehe die Gäste gingen.

Aber auf der anderen Seite des Baumtritts stand Rundqvist und schlug die Hände zusammen, als er die Alte erblickte, die ihr Gesicht in der Schürze verbarg, um nicht zu zeigen, wie sie sich schämte.

„Nein, ist die Tante auch im Wald gewesen? Ich sage ja, auf die Alten ist doch nicht mehr Verlaß als auf . . .“

Sie hörte nicht mehr, sondern eilte, so schnell sie konnte, der Stuga zu.

Dort hatte man sie schon gesucht und empfing sie jetzt mit Hurrarufen, Händeschütteln und Dankesworten für gute Bewirtung, um sich dann zu verabschieden.

Als alles wieder still geworden und die Flüchtlinge aus Hag und Wiese herbeigerufen waren, ohne daß sich alle einstellten, ging die Alte zu Bett: Lange aber lag sie wach und lauschte, ob sie nicht Carlsson die Treppe zur Kammer hinaufgehen hörte.

Viertes Kapitel.

(Es poltert zur Hochzeit; die Alte wird ums Geld genommen.)

Das Heu war unter Dach, Roggen und Weizen geborgen. Der Sommer war zu Ende und er war gut gewesen.

„Er hat Glück, der Kerl!“ sagte Gustav über Carlsson, dem man nicht ohne Grund die Erhöhung des Wohlstandes zuschrieb.

Der Strömling (der kleine Hering) war gekommen, und alle Männer außer Carlsson waren draußen in den äußersten Schären, als die Familie des Professors zur Eröffnung der Ober nach Hause mußte.

Carlsson hatte auch das Paden übernommen und lief den ganzen Tag mit der Bleifeder hinterm Ohr herum; trank Bier am Küchentisch, am Anrichteschrank, im Vorbau. Hier kriegte er einen abgelegten Strohhut, dort ein Paar ausgegetretene Segelschuhe; eine Pfeife, ungerauchte Zigarren nebst Spitze, leere Schachteln und Flaschen, Angelruten und Liebigbüchsen, Korke, Segelgarn, Nägel — alles, was man nicht mitnehmen konnte oder für unnötig hielt.

Es fielen so viele Brosamen von des Reichen Tisch, und man hatte allgemein das Gefühl, man werde die Abreisenden vermissen; von Carlsson an, der seine Liebste verlor, bis hinunter zu den Hühnern und Ferkeln, die nicht länger Sonntagessen aus der herrschaftlichen Küche kriegten. Am wenigsten bitter war der Kummer für die verlassenenen Mägde Klara und Lotte; trotzdem sie so manche gute Tasse Kaffee bekommen

hatten, wenn sie Milch hinaufbrachten, fühlten sie doch, ihr Frühling werde wiederkommen, wenn nur der Herbst die Mitbewerberinnen auf dem Viebesmarke entfernte.

Am Nachmittage, als der Dampfer kam und anlegte, um die Familie abzuholen, war große Aufregung auf der Insel, denn noch nie hatte dort ein Dampfer angelegt.

Carlsson leitete die Landung, gab Befehle und führte das große Boot, während der Dampfer an die Brücke heranzukommen suchte. Da aber hatte er sich auf ein Eis begeben, das ihn nicht tragen konnte, denn das Seewesen war ihm fremd; und gerade in dem stolzen Augenblick, als die Reine geworfen wurde und er, in Ida und der Herrschaft Gegenwart, seine Gewandtheit zeigen wollte, kriegte er einen Arm voll Tau von oben auf den Kopf, daß ihm die Mütze heruntergeschlagen wurde und in die See fiel. In einem und demselben Augenblick wollte er die Trosse anziehen und nach der Mütze greifen; aber der Fuß blieb in einer Fuge hängen, er machte einige Tanzschritte und fiel nieder, während der Kapitän ihn schalt und die Matrosen ihn auslachten. Ida wandte sich fort, böse über das ungeschickte Benehmen ihres Selden; beinahe hätte sie geweint, so schämte sie sich seiner wegen. Mit einem kurzen Lebewohl ließ sie ihn schließlich am Landungssteg zurück; und als er ihre Hand behalten und vom nächsten Sommer, von Briefwechsel und Adresse, plaudern wollte, wurde der Landungssteg ihm unter den Füßen fortgerissen; er kippte nach vorn über, und die nasse Mütze rutschte ihm in den Nacken; gleichzeitig brüllte der Steuermann ihm von der Kommandobrücke aus zu:

„Birst Du endlich das Tau losmachen!“

Ein neuer Schauer Scheltworte hagelte auf den unglücklichen Viebbaber nieder, ehe er die Trosse losbekam.

Der Dampfer fuhr den Sund hinunter, und wie ein Hund, dessen Herr fortreift, ließ Carlsson am Strand entlang, sprang auf Steine, strauchelte über Wurzeln, um die Landzunge zu erreichen, auf der er seine Flinte hinter einem Erlensbüsch versteckt hatte, um den Ehrenruß abzugeben. Aber er mußte mit dem falschen Wein zuerst aus dem Bette gestiegen sein, denn gerade, als der Dampfer vorbeifuhr und er die hoch erhobene Flinte abfeuern wollte, versagte der Schuß. Er warf die Flinte ins Gras, holte sein Taschentuch heraus und winkte; lief am Strand entlang und schwang sein blaues Taschentuch, hurrahte und schraubte.

Vom Dampfer aber antwortete niemand, nicht eine Hand erhob sich, nicht ein Taschentuch bewegte sich. Ida war verschwunden.

Aber unermüdlich, rasend lief er über Granitfindlinge, sprang ins Wasser, stürzte gegen Erlensbüsche, kam an einen Feldzaun und fuhr halb durch ihn hindurch, daß er sich an den Pfählen riß. Schließlich, gerade als das Boot hinter der Landzunge verschwinden wollte, stieß er auf eine Schilfbucht; ohne sich zu bedenken, sprang er ins Wasser, schwang noch einmal sein Taschentuch und stieß ein letztes verzweifeltes Hurrah aus. Das Achter des Dampfers kroch hinter die Kiefern, und er sah, wie der Professor mit seinem Hut zum Abschied winkte. Dann fuhr der Dampfer hinter die Waldspitze, die blaugelbe Flagge mit dem Posthorn hinter sich her schleppend, die noch einmal zwischen den Erlen hindurch schimmerte. Dann war alles verschwunden, nur der lange schwarze Rauch lag noch auf dem Wasser und machte die Luft dunkel.

Carlsson plumpste ans Land und ging Schritt für Schritt nach seiner Flinte zurück. Er blickte sie mit bösen Blicken an, als sehe er eine andere, die ihn im Stich gelassen; er schüttelte die Pfanne, setzte ein neues Zündhütchen auf und feuerte ab.

Darauf kam er an die Landungsbrücke zurück. Er sah den ganzen Auftritt noch einmal; wie er gleich einem Ganswurf auf den Brückenplanen umhertanzte; hörte das Lachen und Schelten, erinnerte sich an Idas verlegene Blicke und kalten Handschlag; spürte noch den Dunst von Steinkohlenrauch und Maschinentalg, vom Bratenfett aus dem Küchenherd und von der Delfarbe der Schiffsbekleidung.

Der Dampfer war hierher in sein künftiges Reich gekommen und hatte Stadtmenschen mitgebracht, die ihn verachteten; die ihn in einem Augenblick von seiner Leiter herabstürzten, auf deren Sprossen er schon ein gutes Stück hinaufgeklettert war; die ihm — er schluckte in der Halsgrube — sein Sommerglück und seine Sommerfreude entführten

Er bläute eine Weile ins Wasser, das die Radschaufeln zu einer einzigen Brühre aufgerührt hatten, auf deren Oberfläche Ruß in Flocken und Del in Spiegeln lag; diese Spiegel flammten in Regenbogenfarben wie eine alte Fenster Scheibe. Allen möglichen Schmutz hatte das Untier in der kurzen Zeit von sich gegeben und damit das klare grüne Wasser verunreinigt: Bierforke, Eierschalen, Zitronenrinde, Zigarrenstummel, abgebrannte Streichhölzchen, Papierfetzen, mit denen Udeleis spielten. Es war, als sei der Kinnstein der ganzen Stadt hierher geflossen und habe auf einmal Unrat und Schelte ausgeworfen.

Es war ihm einen Augenblick schaurig zumute, als er daran dachte, wenn er sich wirklich seine Liebste erringen wollte, müsse er in die Stadt, in die Gassen und Kinnsteine, wo es den hohen Tagelohn und den feinen Rock gab, Gaslaternen und Schaufenster, das Mädchen mit Krause, Manschetten und Knöpfstiefel; wo alles, was lockte, war. Aber er haßte die Stadt auch, wo er der Letzte war, wo seine Mundart ausgelacht wurde, seine grobe Hand die feinen Arbeiten nicht leisten konnte; wo seine mannigfachen Fertigkeiten nichts abzuwerfen vermochten. Und doch mußte er daran denken, denn Ida hatte gesagt, mit einem Bauernknecht werde sie sich nie verheiraten, und Bauer konnte er nicht werden!

Konnte er nicht?

Ein kühler Wind, der immer stärker wurde, rührte das Wasser auf; das schlug gegen die Brückenpfeiler, segte den Ruß fort und klärte den blanken Abendhimmel auf. Das Rauschen der Erken, das Plätschern der Wellen, das Zerren der Boote, rissen ihn aus seinen Gedanken. Er warf die Hinte über die Schulter und wanderte heimwärts.

Der Weg ging unter den Haselbüschen über einen Hügel; über dem hing noch eine höhere Grausteinwand, die mit Riesern bewachsen war; die hatte er noch nie besucht.

Von Neugier gelockt, kletterte er zwischen Farnkraut und Himbeerbüschel hinauf; bald stand er oben auf einem Grausteinfels, auf dem ein Seezeichen errichtet war.

Im Sonnenuntergang lag die Insel vor ihm ausgebreitet; mit einem einzigen Rundblick konnte er ihre Wälder und Acker, Wiesen und Häuser übersehen; und dahinter Holme, Kobben, Schären, bis aufs offene Meer hinaus. Es war ein großes Stück der schönen Erde, und Wasser, Bäume, Steine: alles konnte sein werden, wenn er nur die Hand ausstreckte, die eine nur, und die andere zurückzog, die nach Eitelkeit und Armut griff. Es brauchte kein Verführer neben ihm zu stehen und zu betteln, vor diesem Bild auf die Knie zu fallen, das die zauberischen Strahlen einer sinkenden Sonne rosig färbten; auf dem blauen Wasser, grüne Wälder, gelbe Acker, rote Hütten sich zu einem Regenbogen mischten, der auch einen schärferen Verstand betört hätte, als ein Bauernknecht ihn hat.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Landstreicher Ole-Pers.

Von Johan Folkberget.

Autorisierte Uebersetzung von Theobald Wölder.

Dobressfeld, im Juni.

Nun bin ich also wieder hier . . .

Vor meiner alten sonnenbrannten Hütte ist ein kleiner See. Der Koboldsee . . . Zu den lichten Sommernächten ist er immer ruhig und silberbleich; denn im Hochgebirg legt sich am Sommerabend der Südwind wie der Nordwind. Ich sitze in einem altertümlichen blau bemalten Lehnstuhl am offenen Fenster und starre hinaus in die bleiche Nacht. Und die Nacht haucht mir schwach und lautlos entgegen.

Ob und zu höre ich — als käme es fernher — ein leichtes Plätschern. Das ist der Koboldfisch . . . Die Forelle mit den blinkenden Goldschuppen, die über den Wasserspiegel huscht. Und einige kleine, leichte Kräuselungen zeigen sich.

Auf der andern Seite des Sees — drüben längs dem Strande — steht der Birkenwald mit neuem, frischem Laub und mit seinen krummen, knotigen Stämmen. Die stummen Träume entschwindener Zeiten ruhen über diesem Walde. Aber noch ein anderer Wald ist dort am Strande. Der spiegelt sich ein st m a l s mit seinem Laub und seinen knotigen Stämmen in dem stillen, dunklen Wasser. Nun liegt er, vom Winde gefällt, drunten im Heidekraut, mit hohlen Stämmen, und Hermelin und Feldmäuse hausen darin.

Oberhalb des Waldes beginnt die große moosgrüne Einöde. Dort treibt der Nebel weiß und kalt. Und im Nebel gehen Renntiere und Wildgänse — jetzt wie vor tausend Jahren.

Viele Jahre habe ich mich nun draußen in der weiten Welt herumgetrieben — bis in mir die Sehnsucht nach den heimatischen Bergen zu stark wurde.

Und da mußte ich wieder hierher . . .

Ich gehöre gewiß auch nur den Bergen an. Denn es ist sicherlich etwas von der Schwermut der großen Einöden in meiner Seele . . .

Es war gestern nacht. Ich saß wie jetzt in dem blau bemalten Stuhl am Fenster. Und wie ich so dasah, hörte ich vom See her ein lustiges Pfeifen. Es lag ein leichtsinniges Spielen und Tanzen in den Tönen. Dazwischen hörte ich das Sausen einer Angelrute und der Angelschnur, die ausgeworfen wurde.

Ich blieb sitzen und wunderte mich, wer es wohl sein könnte, — es geschieht ja nicht alle Tage, daß man hier, meilenweit in der Einöde einem Menschen begegnet. Das weiß ich von früher.

Ja, — dort zwischen Gestein und Weidengestrüpp sah ich den Schatten einer Mannsgestalt.

Fast ohne darüber nachzudenken, ging ich hinaus. Schil—! So kausie es in der Luft. Und ein Rork platschte ins Wasser. Mittlerweile dauerte das leichtsinnige, tänzelnde Pfeifen fort.

Da biß ein Fisch an! Der Rork tauchte unter, die Angelrute bog sich, als wollte sie brechen. Und aus dem Wasser kam eine wohlbeleibte Forelle. Die Angelrute brach nicht. Der Fisch blinzte in der Luft und fiel raschelnd oben in die Büsche. Die dunkle Gestalt kam trabend hervor aus dem Weidengestrüpp. Es war ein langer Satan von einem Landstreicher. Er machte einige mächtige, wiegende Sprünge mit seinen langen Beinen und warf sich pladdausich auf den Moorboden.

Erst als er den Fisch umgebracht und neuen Köder auf den Angelhaken gesteckt hatte, ward er mich gewahr.

Ich grüßte sehr ehrerbietig. Und er grüßte wieder, wie es sich für einen gebildeten Mann schickt.

Aber was für einen sündhaften Anblick bot er! Einen so ver-lumpften Landstreicher sah ich noch nie — obwohl ich wahrlich schon manches Exemplar der Art gesehen hatte. Seine Haare waren schwarz wie Ruß, lang und strähmig. Sie stakten wie Schweinsborsten hoch durch den Hut. Seine kleinen tiefliegenden Augen waren braun und hatten einen stechenden Blick. Und die Kleidung — da war auch nicht die kleinste Spur von Ehrbarkeit daran. Sie hingen wie flatternde Schömen um seinen schmutzigen Körper.

Er machte wieder einige Angelwürde und pffif einen lustigen Walzer. Aber als lange kein Fisch anbiß, schlenderten wir mit einander hier nach der Hütte. Draußen auf der Türschwelle schneuzte er sich, daß es nur so krachte. Und er richtete sich auf in seiner ganzen Würde.

Wir wurden bald gute Freunde. Wenn man sich so in der Einöde trifft, fern von der übrigen Menschheit, kommt man immer leicht zu gegenseitigem Verständnis. Namentlich bei zwei Landstreichern.

Wir tranken Kaffee. Wir rauchten Tabak. Und wir logen einander die Hude voll.

Es war manches an meinem neuen Freunde, das mir gefiel. Er war äußerst radikal. Es war Blut und Feuer in seinen Worten. Auf die Bauern war er rasend. Das wäre so'n Satanszeug, sagte er. Landstreicher und Lumpenböll dagegen hatte er gern.

— Und Ihr seht mir, hol mich der Teibel, aus wie ein duster Kunde!

Er rükte mir mit seiner dreizigen Frage dicht auf den Leib. Ich nickte.

— Mein Kumpan! Kenn Dich! Brach er freudestrahlend aus und schüttelte mir familiär die Hand.

Mein Freund hieß Ole-Pers. Geboren im schwarzen Schweden. Uebrigens war er viel in Norwegen gewesen.

Aber letzten Winter war er wieder einmal in Schweden. Da hatte er sich auch verlobt. Das war eine lustige Zeit mit viel Liebe.

— Pfui Teibel! Der Winter war wie ein Traum dahingegangen. Jeden Abend hatte er sein Mädal im Arm gehabt. Und sie hatten sich so viele Male geküßt.

— Pfui Teibel!

Er spuckte den Fußboden entlang. —

Aber dann war der Frühling über ihn und über das Mädal gekommen. Und mit dem Frühling kam über ihn auch die Reiselust. Eines Tages sagte er seinem Liebchen Lebewohl. Aber hu, wie die weinte! Sie heulte: Huhu—u!

Er spuckte hinüber nach dem Fenster.

Jetzt war er Kaufmann. Selbstverständlich war er das. Er trieb Uhrenhandel.

— Und Fabrikbesitzer bin ich auch, fügte er hinzu. Er machte Messergriffzwingen. Seine Fabrik betrieb er, wo nur irgend möglich; am allerliebsten am Begrande bei Sonnenschein und gutem Wetter. Da lölete er, seilte er und pffif dazu.

— Aber habt Ihr nicht Lust, ein Geschäft zu machen? Aus der Tasche holte er ein großes Ding von einer Talmiuhr.

— Das ist blühend Gold, versicherte er und pugte das Ding an seinem zerlumpten Hosenbein.

Ich lehnte ab.

Er spuckte wieder einmal mit aller Kraft und der Gestank seiner Lumpen schlug mir entgegen.

— Ach, Ihr seid laufig! Aber nicht dumm. Doch wart' man, ich werd' wohl noch einen dummen Bauernlämmel treffen.

Nun hat er um Erlaubnis, seinen Fisch bei mir braten zu dürfen. Er zog den Hut und verbeugte sich tief. Dann holte er aus seinem Sad eine Tüte mit Mehl und eine mit Salz hervor. Beides hatte ungefähr Erbsenfarbe. Er schlichte den Fisch auf und warf die Ein-

geweide in die Ede. Eine gute Portion Salz tat er in die Bauchhöhle, lehrte den Kadaver in der Mehlkütte um und legte ihn auf die Glut des Herdfeuers.

Da briet der Fisch. Und es duftete wie zu großen Festlichkeiten.

Wie Ole-Pers aß. Er schloß die Augen und zermalnte die harten Brotkrusten und Fischgräten mit hundestarken Zähnen. Zwischen durch kratzte er sich eifrig. Er hatte wohl Einquartierung in seinen Lumpen und vermutlich war der Speiseduft diesen kleinen Wesen so in die Nase gestiegen, daß sie nun um so glubischer zuschnappten.

Als die Mahlzeit zu Ende und auch der Kaffee hinuntergeschlürft war, machte Ole sich fertig weiterzuziehen.

Ein ölgelber Kalksteinstumpf wurde angefeuert mit einer glühenden Kohle. Der Qualm stieg ihm in die haarigen Nasenlöcher. Seine garstige Frage leuchtete wie ein koloriertes Teufelsgesicht.

— Na, denn adieu! Ich werd' an Dich denken, wenn ich mein Testament mache.

Mit breitem Grinsen reichte er mir die Hand.

— Wo schläfst Du? fragte ich.

— Wo's dem Satan gefällt. Aber nicht bei Nacht. Nun geh ich den Birkenwald hinauf und schief mir einen Vogel. Vielleicht treffen wir uns morgen.

Mit Tanzsprüngen wandte er sich nach der Tür und hinaus.

Eingend trippelte er über das Sumpfland. Das Wasser spritzte ihm hoch an den halbnackten Weinen empor.

Ich stand am Fenster und lauschte seinem Lied. Es waren internationale Worte und Töne. . . Eine Liebeserenade mit lustigen Tirolerjauchzern. Es klang in der nächtlichen Stille weit hinaus in die Berge.

— — Heute morgen kam ich wieder mit Ole-Pers zusammen. Der Vogel, die Flinte und die Angel lagen neben seinen zerlumpten Kleidungsstücken im Grabe am See.

Der Landstreicher Ole-Pers plätschte gleich einem Seeungeheuer weit draußen im Wasser herum, das in der Morgensonne dampfte. Rührte sich etwas in seinen Lumpen? — Ich will nicht darauf schwören. Mir ist nämlich fürchterlich bange vor Injurien.

Weit ausgreifend mit den langen Armen, schwanm mein Freund heran. Im Nied am Ufer richtete er sich auf wie ein glänzend Seegetier und watend kam er ans Land.

Das Wiedersehen war rührend.

— Mein Freund! Sei gegrüßt.

Er war von Grund aus ebenso dreißig wie vordem.

— So lebt man, sagte er, und ließ sich nieder aufs Gras. — Jetzt schlummere erst einmal. Hernach genieß ich meinen Vogel.

Spitternacht streckte er sich aus in der Sonnenwärme. — — —

Ole-Pers ist abgereist. Er tippelte eines Nachmittags singend und pfeifend davon.

In einigen Tagen werde auch ich wieder hinausziehen und meiner Wege gehen . . .

(Nachdruck verboten.)

Die Zwerge in der Sittengeschichte der Völker.

So behaglich auch die herrschenden Klassen in allen Zeiten dahingleben konnten, ein Feind erwußte ihnen gar leicht in der eigenen Brust, der sie oft arg plagte — die Langeweile. Zur Vertreibung dieses ungreifbaren und unsichtbaren Feindes wurden vielerlei Truppen ins Feld geführt. Wenn es Sängern und Harfenspielern, Schauspielern und Gauklern nicht mehr gelingen wollte, mußten die Spaßmacher in die Breche springen. Ihren derben Witz genaug es leicht, jene angenehme Zwerchfellerjährtterung herbeizuführen, die nach einem zu reichlichen Mahle die Verdauung aufs angenehmste befördern half. Da es viel leichter ist, Witze zu belachen, als selber welche zu erdenken, wurden die Lustigmacher jahrhundertlang unter dem Titel von Hofnarren an allen Höfen weltlicher und geistlicher Fürsten gut besoldet, und erreichten um so leichter ihre Absicht eines Lacherfolges, wenn sie den Scherz ihrer Rede mit der Komik der Geste verbanden. Dem Groteskromischen ihres bloßen Anblicks, das für sich allein schon geeignet war, den Lachfidel zu reizen, verdankten die zwerghaftigen Menschen ihre Bevorzugung unter den Hofnarren, die ihnen lange Zeit zuteil wurde. Auf einem kleinen Rumpf mit sehr kurzen Extremitäten zeigten sie einen ungewöhnlich großen Kopf mit fastigen Gesichtszügen, und der greisenhaft kindliche Habitus des verkümmerten Wesens erhöhte die komische Wirkung seiner Erscheinung.

Man brachte schon den peruanischen Königen als Tribut Zwerge, die während der Tafel ihre Kurzweil treiben mußten. Bei den Römern herrschte eine so große Vorliebe für Zwerge, daß daraus bei den Sklavenhändlern der schenklische Gebrauch entstand, Kinder frühzeitig durch schlechte Ernährung und künstliche Vandagierungen im Wachstum zu hemmen und so zu Zwergen heranzubilden. Die römischen Damen hatten eine ebenso große Freude an diesen lebendigen Puppen wie die römischen Kaiser, und deshalb schenken sie keine Ausgabe, um so ein kleines Geschöpf in ihr Haus zu bekommen. Die Zwerge, die gewöhnlich trotz ihrer Kleinheit mit viel Scharfsinn und Witz ausgestattet waren, mußten sich das Gespött

ihrer glücklicheren Nebenmenschen gefallen lassen. So gab man ihnen oft den Namen eines Riesen, z. B. nannte Marcus Antonius seinen Zwerg „Sisyphus“, Domitian den seinigen „Atlas“. Letzterer ließ oft Fechterspiele zwischen Weibern und Zwergen veranstalten, wobei aber nur er und seine nächste Umgebung anwesend war. In Rom endete die Mode, Zwerge zu halten, unter dem Kaiser Alexander Severus, der die kleine Gesellschaft von seinem Hofe entfernen ließ.

In den Zeiten des Ritterwesens gab man den Zwergen neben dem Amt eines Spaßmachers bei der Tafel, das den wichtigsten unter ihnen immer zugeteilt wurde, noch das Amt eines Türmers, der durch Hornsignale vom Wachturm verkündete, ob Freund oder Feind sich nahte. Daher hält Don Quixote jeden blasenden Kuhhirten für einen Zwerg, der irgendwelchen nur in seinem Hirn vorhandenen Schloßherrinnen seine hohe Ankunft verkündet. Die Mode der als Spaßmacher benutzten Zwerge hat sich bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts behauptet. In dem Münchner Hofkalender z. B. werden noch im Jahre 1785 3 Hofzwerge genannt. Man fand an allen europäischen Fürstentümern, selbst am Hofe des türkischen Sultans, solche krankhaft verunstalteten Menschlein, die in reifen Jahren nicht größer als zwei bis drei Fuß waren. Ihre Kleinheit wurde oft nicht nur zur eigenen, sondern auch zu Verhöhnung anderer benutzt. So ließ der Sultan Soliman einen gefangenen deutschen Soldaten von einem Zwerg töten, der dem stattlichen Krieger nicht bis an die Knie reichte. Mit einem kleinen Säbel bohrte der Knirps zum Gaudium des grausamen Herrschers so lange auf sein Opfer ein, bis er endlich mit Mühe seinen Auftrag vollendet hatte.

In Frankreich wurde die Mode, Zwerge zu halten, von der Mutter Ludwigs XIII. wieder eingeführt. Einer dieser kleinen Leute hieß Grand-Jean (großer Hans). Katharina von Medici hatte einen Zwerg und eine Zwergin verheiratet, um die Rasse fortpflanzen zu lassen. Sie mußte, wie nach ihr auch die erste Gemahlin des Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg, die Erfahrung machen, daß ihre schönen Pläne an der Unfruchtbarkeit der Zwergenehe scheiterten. Diese Kinderlosigkeit war nur eine zufällige, sie ist nicht durchaus die Regel, obwohl sie häufiger ist, als bei gesund ausgebildeten Menschen. Einen mit fünf lebendigen Kindern gesegneten Zwerg traf Müller in der sibirischen Stadt Jeneseik, und nach der Zahl der zu Peter des Großen Zeit am russischen Hofe lebenden Zwerge ist anzunehmen, daß mehr als eine Ehe mit Nachkommenschaft gesegnet war. Die kleinen Geschöpfe gaben Anlaß zu den merkwürdigsten Schaustellungen. Der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich hatte einen Zwerg, der drei Spannen (60 Zentimeter) hoch war. Als im Jahre 1668 die Hochzeit Herzog Wilhelms von Bayern mit der Prinzessin Renata von Lothringen gefeiert wurde, brachte man eine Pastete auf die Tafel, der dieser Zwerg entstieg. Er war mit vergolbetem Kitz angetan und trug eine Fahne in der Hand. So tänzelte er um die Tafel herum, jedem Gast eine zierliche Verbeugung machend. Diese Idee griff der allmächtige Ratgeber Peters des Großen, der Fürst Menziloff, auf und ließ im Jahre 1710 gleichfalls an einem Hochzeitsfest zwei große Pasteten servieren, die einen Zwerg und eine Zwergin bargen. Nachdem sie beim Dessuieren der Pasteten ihrem appetitlich duftenden Gefängnis entschlüpft waren, tanzten sie ein Menuett, was ihnen und dem, der den Spaß eingefädelt hatte, den lebhaften Beifall des Kaisers und seiner Gäste eintrug.

Peter der Große ergözte sich ganz besonders gern an dem Gebaren der kleinen Wesen, denen gegenüber er sich so recht als der der ungeschlachtete Riese fühlen mochte. Der Pasteteninhalt seines Günstlings Menziloff hatte ihm so vortrefflich gefallen, daß er noch im selben Jahre, am 24. November, eine große Zwergenhochzeit feiern ließ. Außer dem ganzen Hofe des Kaisers waren sechsunddreißig Zwergenpärchen unter den Hochzeitsgästen. Die Trauung wurde mit allem üblichen Pomp in der Festungskirche vollzogen, worauf in demselben Saal des Schlosses, der die von der Pasteten überraschung gekrönte Hochzeitsfeier gesehen hatte, ein großes Gastmahl folgte, groß wenigstens, was die Zahl der Teilnehmer und die Fülle der Speisen und Getränke anbetrifft, denn den zweiundsechzig kleinen Leuten waren ihrer Größe entsprechende Geräte gedeckt. Am oberen Ende der Tafel saß das Brautpärchen unter zwei kleinen Thronhimmeln aus Seide, von denen der der Braut, der russischen Sitte gemäß, von drei kleinen Lorbeerkrönen überragt wurde. Neun Zwerge, einer als Marschall, mit einem Stabe von acht Untermarschällen, bedienten die Gäste und alle unterlegten sich lässlich über die komischen Gebärden der pudigen Menschlein. Wie roh das Vergnügen dieser erlebten Hochzeitsgesellschaft unter modernem Empfinden anmutet, erhellt die Bemerkung des Geschichtsschreibers, daß die Zwergelein allerdings komisch anzusehen waren, denn einige hatten einen großen Buckel und kleine Beine, andere einen dicken Bauch, wieder andere krumme Beine wie Dachshündchen, die meisten aber große, dicke Köpfe. Wir möchten bei einem ähnlichen Anblick eher mit Faust ausrufen: „Der Menschheit ganzer Jammer packt mich an!“ Ein so verkrüppeltes Geschlecht zur Fortpflanzung zu bringen, war ein Verböthen, das zum Glück sehr selten gelang.

Nicht immer waren die Zwerge hüßlich, wie das Bild des spanischen Meisters Velasquez zeigt, der neben den Kindern seines Königs ihren unermüdlichen Spielgefährten bereitet hat. Ein anderer Meister des Pinsels, Adrian van der Werff, hat den famosen Zwerg Perfeo im Wilde der Nachwelt überliefert. Dieser trinkfeste Held, der den Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz beim Leeren der riesigen Heidelberger Fässer unterstügte, genießt auch noch die unverdiente

Ehre, daß sein hölzernes Standbild neben dem großen Heidelberger Faß steht, von allen den Tausenden bewundert, die jährlich das wunderbare Schloß besuchen und nie unterlassen, den kuriosen Niesenbau von einem Faß anzustaunen. Perles, ein Tiroler von Geburt, hat seinem trübseligen Herrn nicht nur bei dieser Beschäftigung tapfer Gesellschaft geleistet, denn er brach trotz seiner Kleinheit täglich achtzehn Flaschen die Hälse, sondern er vertrieb ihm auch durch seine Späße die Grillen, die sich im gut katholischen Herzen des Kurfürsten reichlich festgesetzt hatten, denn seine Heidelberger wollten durchaus nicht so wie er, sondern huldigten sehr dem Protestantismus.

Wie die weltlichen Fürsten, so hatten auch die geistlichen Herren, Äbte, Bischöfe, Kardinal und Päpste Zwerge unter ihrem Hofstaat. Als der Kardinal Vitelli im Jahre 1566 in Rom ein Gastmahl gab, bedienten 34 Zwerge, die durch ihre häßliche Mißgestalt nicht gerade sehr appetitregend gewirkt haben sollen.

Mariätänabimette, die allerlei menschliche Monstrositäten dem Volke zur Schau stellten, wie das in Castans Panoptikum noch heute geschieht, gab es so lange, wie es Märkte und Volksfeste gibt. Ein solcher Schaubudenbesitzer liebte in Mailand im Jahre 1546 einen Zwerg sehen, der wie ein Papagei im Käfig saß. Ein anderer kleiner Mann, der bei einem Alter von dreißig Jahren nur zwei Fuß und ein paar Zoll maß, wurde im Mai 1787 vor dem hallischen Tor in Berlin gezeigt, wo er einem „Neu-Amerika“ genannten Zirkusunternehmen angehörte.

Eine eigene Schicksalsironie liegt in der Tatsache, daß zur Gründung der französischen Akademie ein Zwerg den mittelbaren Anlaß gab. Der französische Bischof Anton Godeau war trotz seines Zwergwuchses ein sehr feiner Kopf, ein Schöngestirnis seiner Zeit und vorzüglicher Kanzelredner. Er war 1605 in Drieux geboren und hatte frühzeitig dichterische Begabung gezeigt. Als er 1630 bei seinem Verwandten Conrart in Paris weilte, um ihm seine Gedichte vorzulesen (denn das Verjähren war damals noch eine sehr hochgeschätzte Kunst), lud Conrart eine Anzahl Gelehrter ein, deren Urteil über die Werke seines Verwandten er gerne hören wollte. Diese Gesellschaft gab den Anstoß zur Gründung der französischen Akademie.

Wie in Godeau ein Zwerg selber dichtend auftritt, so hat man die Zwerge mit Vorliebe als dichterische Gestalten benutzt. In Sagen und Märchen tummeln sie sich und erfreuen durch ihren gutmütigen oder erschreckenden durch ihren boshaften Charakter, in so ordnungsmäßiger Abwechslung, wie es der Wirklichkeit entspricht. Ein Vorurteil gegen die Gemütsanlage Zwergwüchsigler ist ebenso ungerechtfertigt, wie gegen sonst irgendwie mißgestaltete Menschen.

Zwergvölker in dem Sinne, daß sie unser europäisches Mittelmaß an Körpergröße nicht erreichen, kommen außer in Europa in allen Erdteilen vor. Besonders gehören die in Zentralafrika lebenden Aka zu ihnen. Im Kongogebiet lebt eine negritische Zwergrasse, die Baitwa. Diese beiden Völker sind Komadenvölker, während die von dem früheren Gouverneur in Dar-es-Salam, Graf von Söhen, beobachteten Banjasailo Inderbau treiben. Die ausgewachsenen Leute der genannten Rassen erreichen ein Mittelmaß von 1,30 Meter bis 1,50 Meter, ein Durchschnitt, den auch die Eskimos und selbst die Japaner nicht oft überschreiten. Das von Homer in der Odyssee erwähnte Pygmaënboll wird wahrscheinlich mit einem der erwähnten Kleinwüchsigler Völker identisch sein. Jedenfalls sind Leute von 1,30 Meter Höhe noch sehr stattliche Erscheinungen neben solchen von zwei Fuß Höhe, von denen wir im Vorhergehenden gesprochen haben. E. K.

Kleines feuilleton.

Hygienisches.

Die Rauchplage in der Großstadt. Der Dunst und Rauchgehalt der Luft in den großen Städten schädigt das leibliche wie das geistige Wohlbefinden ihrer Bewohner auf das empfindlichste. Das steht fest. Zur Verdrängung des Uebels wäre es notwendig, sämtliche Feuerstellen der Stadt „rauchlos“ zu machen und eine vollständige Verzeßung des Brennstoßes aus der Theorie in die Praxis zu übertragen. Mit der Gesundheit der Menschen wird durch den Rauch und Nebel naturgemäß auch sein wirtschaftliches Leben in schwerster Weise in Mitleidenenschaft gezogen. Vor allem bedeuten die mangelhaften Einrichtungen, durch die der Rauch hervorgerufen wird, selbst eine ungeheure Verschwendung an Geld, das in Form von nutzbarem Kohlenstoff in die Luft verpufft wird. Ein Beispiel für das, was erreichbar ist, bietet einer der größten Industriepflege der Welt, Pittsburg, wo jetzt ein völlig rauchloses Feuerungssystem durchgeführt ist. Dabei wird eine ganz billige Kohlenforte, die im Handel gar nicht gangbar ist, verbraucht. Die Tonne dieser Kohle stellt sich in Pittsburg auf nur etwa 3,50 M. Auch an anderen Orten der Union hat dies Beispiel Nachahmung gefunden, so daß gegenwärtig in den größeren Städten des Landes über 300 industrielle Großbetriebe rauchlos arbeiten. Der Erfolg scheint nicht so sehr von einer besonderen Konstitution des Feuerungsraumes abzuhängen als von der Einrichtung, daß eine vollkommene Verbrennung schon stattfinden kann, ehe die Heizgase die Heizfläche des Kessels bestreichen. Sehr wesentlich ist auch, daß die Feuerung durch Maschinenbetrieb in Ordnung gehalten wird, da Menschenkraft dabei zahlreiche individuelle Unregelmäßigkeiten mit sich bringt.

Die Kohlenersparnis bei dem neuen amerikanischen Feuerungssystem soll nach Ansicht der maßgebenden Kreise nicht weniger als 10 Proz. betragen.

Völkerrunde.

Die Schlange als Gottheit. Der afrikanische Schlangenkult, der im Westen des Erdteils sehr verbreitet ist, kommt im Osten viel seltener vor. Doch bestand in Uganda früher ein interessanter Schlangenkult, der heute erloschen ist und über den auf Grund von Mitteilungen des Rev. J. Roscoe im „Globe“ berichtet wird. In einem kleinen Gebiet auf Bulonge am Westufer des Viktoria Nyanza lag ein Tempel in einem Walde am Seeufer, der der Sorge einer bestimmten Familie namens Mutima (Herz) anvertraut war. Der Boden dieser großen kegelförmigen Hütte war mit Gras überdeckt; an einer Seite befand sich die geheiligte Stätte der Schlange, deren Wärterin niemals heiraten durfte. Das heilige Tier lag gewöhnlich auf einem Stuhl und konnte durch ein rundes Loch in der Wand ein- und ausgehen. Auf der anderen Seite der Hütte wohnte der Priester, das sogenannte „Medium“, mit seinem Gehilfen. Die Schlange war soweit gezähmt, daß sie in der Hütte blies. Täglich brachte ihr das Medium eine große Schale mit Milch von einer der heiligen, nur für die Schlange bestimmten Kühe; die Wärterin hielt ihr die Schale vor und sie trank, während sie den Kopf über den Stuhl legte. Wenn man das Tier für einen erfolgreichen Fischzug günstig stimmen wollte, so band der Priester dann Hühner und Ziegen am Flußufer fest, die die Schlange verschlang. Man schrieb nämlich der Schlange Macht über den Fluß und alle Fische zu; ihre Hauptkraft wurde aber darin gesucht, daß sie Kinderlegen gewähre. Darum hieß sie die „Kinderbringerin“ und junge oder kinderlos gebliebene Eheleute brachten ihr Opfer und baten um ihre Hilfe. Um die Zeit des Neumondes wurde die Schlange besonders verehrt. Schon einige Tage vorher traf man große Vorbereitungen, da nun sieben Tage nicht gearbeitet werden durfte. Erschien der Mond, dann wurden die Trommeln geschlagen, das Volk versammelte sich vor dem Tempel und brachte Opfergaben. Der Hauptpriester, der zugleich Häuptling des Gebietes war, nahm die Opfer entgegen, sagte der Schlange, was man gebracht habe und was man von ihr wünsche, und beseidete das Medium mit einem heiligen Gewand, damit der Geist der Schlange in ihn fahren könne. Seltam ausgestattet erschienen nun das Medium; zwei lange Rindenscheiter hatte es über die Schultern geworfen, zwei schöne weiße Ziegenwürste um den Leib, auf der Brust ein Leopardenfell, auf dem Kopf eine Krone aus Ziegenfellstreifen, mit Perlen und Samenlörnern verziert, in jeder Hand einen Ziegenwedel aus dem Schwanz des Büffels. Nachdem der Schlangepriester eine kleine Kürbisflasche mit Bier und etwas von der mit weißem Leim gemischten Milch aus der Schale der Schlange getrunken hatte, kam der „Geist der Schlange“ über ihn; mit dem Gesicht warf er sich auf die Erde nieder, krümmte den Leib in schlangenartigen Bindungen und stieß sonderbare Töne aus, die dem vor dem Tempel versammelten Volke durch einen besonderen Dolmetscher erklärt werden mußten. Zwischen das dumpe Dröhnen der Trommeln klangen die seltsamen Laute des Mediums, das nach einiger Zeit still wurde und da lag wie ein von Anstrengungen überwältigter schlafender Mensch. Nun erklärte der Dolmetscher das Orakel, das die Schlange durch den Mund des Mediums gegeben. Während der sieben Festtage wurde diese Zeremonie täglich wiederholt.

Naturwissenschaftliches.

Unsichtbare Lebewesen. Vor der Erfindung und auch noch vor der neuzeitlichen Vervollkommnung des Mikroskops sind für das menschliche Auge viele Lebewesen unsichtbar gewesen. Man braucht nur an die ganze Welt der Bakterien zu denken, deren Vorhandensein die Naturforscher erst spät ahnten, noch später nachwiesen und in ihrer hohen Bedeutung erst im Laufe der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kennen lernten. Obgleich oder vielleicht gerade weil die Zahl der bekannten mikroskopischen Lebewesen seitdem ins Ungeheure gewachsen ist, ist die Frage berechtigt, ob es noch heute Organismen geben mag, die dem menschlichen Auge bei der Anwendung sämtlicher technischer Hilfsmittel unsichtbar bleiben. Heute ist der Beweis dafür erbracht worden, daß das Mikroskop auch in seiner höchsten Vollendung nicht zur Entschleierung der gesamten Lebewelt bis zu ihren winzigsten Vertretern ausreicht. Jetzt haben wir nämlich das Ultra-Mikroskop und können mit diesem Dinge sehen, die dem gewöhnlichen Mikroskop verborgen bleiben. Immerhin hat es den Anschein, als ob große Überraschungen und eine erhebliche Bereicherung unserer Kenntnisse nach dieser Richtung hin nicht mehr zu erwarten sind. Professor Mollisch hat in der „Botanischen Zeitung“ festgestellt, daß die meisten der gewöhnlich als ultramikroskopisch bezeichneten Lebewesen auch durch ein gewöhnliches Mikroskop wahrnehmbar gemacht werden können, wenn das Gesichtsfeld abwechselnd erhellte und verdunkelt wird. Wenn ultramikroskopische Organismen häufig wären, so würden sie sich nach der Meinung von Mollisch doch dadurch verraten, daß sie Kolonien bilden, die als solche dem bewaffneten Auge nicht entgehen können. Alle Lebewesen aber, die zu Kolonien zusammen treten, wie namentlich die Bakterien, sind auch als einzelne Individuen unter dem Mikroskop unterscheidbar. Allerdings gibt auch Mollisch die Möglichkeit des Vorhandenseins ultramikroskopischer Lebewesen zu.